



Einmal arm, immer arm

Der Reichtum ist ungleich verteilt und wird es bleiben. Warum das für die Gesellschaft ein großes Problem ist.

**Wer arm ist und wer nicht,
darüber entscheiden nicht die
Fähigkeiten, sondern die Herkunft.**

Knapp 200 Jahre lief alles glatt, dann kamen die Lobbyisten. Mit denen konnte Adam Smith nicht rechnen. 1776 veröffentlichte der schottische Philosoph sein Werk „Der Wohlstand der Nationen“. Es war die Geburtsstunde der freien Marktwirtschaft. Bis heute ziehen Ökonomen Smiths Gleichnis von der „unsichtbaren Hand“ heran. Es besagt: Unternehmer sind zwar auf den eigenen Vorteil bedacht. Wie von einer unsichtbaren Hand gelenkt, nützen sie aber damit der Gesellschaft, etwa durch Arbeitsplätze und steigenden Wohlstand.

Timm Bönke aber sagt: Die „unsichtbare Hand“ war einmal. „Unternehmen können ihre Umsätze durch Lobbying oft viel mehr steigern als durch Investitionen“, sagt der Ökonom von der Freien Universität Berlin. Davon habe die Gesellschaft dann nichts. Adam Smith sei heute widerlegt.

Es könnte nicht die einzige Gewissheit sein, die man überdenken muss. Weitere Prinzipien könnten fallen, die als unumstößlich galten, allen voran das Dogma des immer größeren Wohlstands für immer mehr Menschen durch immer größeres Wachstum. Der Grund: Das Wachstum kriegen meist die Reichen ab. In der Gesellschaft herrscht Ungleichheit.

Diese Ungleichheit „bremst“, so formuliert es das Arbeitsförderungsinstitut (Afi). Vergangene Woche lud das Institut zu einer Tagung auf Schloss Maretsch, auf der Wissenschaftler wie Bönke mit Vertretern von Gewerkschaften und Caritas diskutierten, wie man Gesellschaften gerechter machen kann. Viele der Redner hören die „Alarmglocken“ läuten oder sehen Alarmzeichen, etwa Landeshauptmann Arno Kompatscher in seinem Grußwort. Aber was ist eigentlich das Problem?

Eine Antwort darauf geben die britischen Gesundheitsforscher Kate Pickett und Richard Wilkinson. 2009 legten sie eine umfassende Studie vor. Der Titel: „Gleichheit ist Glück“. Die Wissenschaftler hatten länderübergreifend Einkommensstatistiken mit anderen Daten kurzgeschlossen. Dabei ergaben sich auffällige Zusammenhänge: Je größer in den Ländern die Ungleichheit war, also je mehr Einkommen auf sehr wenige Reiche entfiel, umso höher war die Zahl der Morde,

der psychischen Krankheiten. Mehr Babys wurden von Teenagern geboren. Waren die Einkommen dagegen gleich verteilt, saßen weniger Menschen im Gefängnis. Der Bildungsgrad war höher. Die Menschen waren gesünder. Die Vermutung: Viele dieser Probleme werden, wenngleich nicht von Ungleichheit ausgelöst, so doch von ihr verschärft.

Kritiker wenden ein: In der Ungleichheitsdebatte geht es nur um Neid. Die Menschen leisten unterschiedlich viel, also müssen sie unterschiedlich viel verdienen. Wer sich anstrengt, kann auch viel verdienen. Wirtschaftsprofessor Bönke sagt: „Ungleichheit ist nicht nur schlecht. Sie schafft auch Anreize.“ Es scheine ja nur normal, wenn etwa ein alter Hase mehr verdient als ein Berufseinsteiger. Aber wer arm geboren wird, bleibt meist arm, egal, wie sehr er oder sie sich anstrengt. In Deutschland sehe man das etwa an den Erbschaften. „Was im Durchschnitt vererbt wird, kann ein normaler Arbeiter ohne Vermögen in einem Leben gar nicht verdienen“, sagt Bönke.

In Südtirol ist die Ungleichheit sogar noch größer. Statistiker messen sie mithilfe des Gini-Koeffizienten. Ein Wert von null bedeutet, alle haben gleich viel. Ein Wert von eins, ein einziger besitzt alles. 2013 lag er in Deutschland bei 0,297, in Italien bei 0,325. Südtirol kam auf 0,31.

Es scheine paradox, sagt Afi-Direktor Stefan Perini bei seinem Vortrag. Südtirol sei eine der wohlhabendsten Regionen Europas, der Lebensstandard sei einer der höchsten. „Trotzdem sagen in Umfragen 40 Prozent der Menschen: Sie haben Probleme, mit dem Einkommen über die Runden zu kommen. Sie haben den Eindruck, dass die Kluft anwächst und dass Fähigkeiten nicht so wichtig sind wie persönliche Kontakte.“

Die reichsten 10 Prozent der Südtiroler Haushalte verfügten über fast zehnmal so viel Einkommen wie die ärmsten 10 Prozent. „Wo es eine Spreizung der Einkommen gibt, gibt es in der Regel auch eine Armutsgefährdung“, sagt Perini.

Jeder sechste Südtiroler ist armutsgefährdet, sagt das Landesinstitut für Statistik, jeder vierte Haushalt in Südtirol

mal mehr, mal weniger mit Armut konfrontiert. Das führt zu weiteren Problemen, erklärt Petra Priller von der Schuldnerberatung der Caritas Bozen. „Armut hat mehrere Dimensionen“, sagt sie. Beispielsweise gebe es auch emotionale Armut. „Das bedeutet, dass Menschen sich zurückziehen, nicht mehr am gesellschaftlichen Leben teilnehmen.“ Manchmal zieht das Trennung, Scheidung, Depressionen nach sich. Das beste Mittel gegen Armut? Priller sagt: „Bildung, Bildung, Bildung.“ Ein guter Umgang mit dem, was man zur Verfügung habe, dazu reflektierter Konsum.

Aber auch davor kann die Politik ansetzen. Im Moment sind vor allem die Sozialtransfers des Landes ein wirksames Mittel gegen Ungleichheit, also etwa Wohn- oder Kindergeld. Aber es gebe viele Möglichkeiten, zum Beispiel durch Beschränkung von Leih- oder Kurzarbeit oder durch Steuerreformen. „Die Staaten

„Wir stellen fest, dass in vielen Gesellschaften der materielle Aufschwung von zunehmenden Lasten und Katastrophen im sozialen Bereich begleitet wird.“

Richard Wilkinson und Kate Pickett: „Gleichheit ist Glück“

haben sich oft das Geld bei den Ärmsten geholt, auch jüngst bei der Finanzkrise“, sagt Perini. Arbeitseinkommen würden sehr viel stärker besteuert als etwa Steuern auf Aktiengewinne.

Aber profitieren nicht alle davon, wenn es den Reichen gut geht und die Unternehmer stark sind? Die sogenannte Trickle-down-Theorie besagt, dass Wohlstand von den Reichen allmählich nach unten sickert. „Diesen Effekt gibt es mit ziemlicher Sicherheit nicht“, sagt Bönke. Mit diesem und anderen Mythen müsse aufgeräumt werden, damit sich Staaten nicht erpressbar machen.

Ein Grundeinkommen zu fordern, wie jüngst in der Schweiz abgelehnt, so weit will von den Experten auf Schloss Maretsch niemand gehen. Afi-Direktor Perini sagt: „Es gibt auch so genügend Schrauben, die man drehen kann.“ ■

Bernhard Hiergeist